

John Dunand und Louis Gallet

Autor(en): **H.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

einzig gewesen, der sich in der Fremde um ihn gekümmert. Und der ihm jetzt bald einmal schreiben werde.

Und noch viel mehr erzählte Beni dem kleinen Ding. Dann war das Meieli an der Reihe und krahnte vor Freude und erzählte auch auf seine Weise und schlug dazu mit den Armechen in der Luft herum und zappelte mit den bloßgestrampelten Beinchen und verzog das zahnlose Mündchen zum Lachen.

Und dann war das Reden wieder an Beni.

„Und am Sonntag war es am schönsten,“ flüsterte er. „Da zogen wir zusammen, ich und der Georg, hinaus zu den Rosen am See. Ganz zarte waren da, rosafarbene, weiße, die dem Schnee auf den Bergen

glichen, und dunkle, rote und Moosrosen, Wickelkindchen wie du. Und der Georg und ich saßen auf dem Hügel und schauten und waren so glücklich, weil alles so schön war. Du kannst es dir gar nicht denken, wie schön es war . . .“

Beni sah verklärt in die Ferne.

Die Leute, die vorübergingen, schauten halb schen, halb mitleidig zu ihm hinüber.

„Da sitzt der Tor, der arme Tropf!“ sagten sie.

Aber Beni nahm sein Meieli aus dem Wagen, hob es hoch in die Höhe, daß es kreischte vor Freude, und lachte dabei über das ganze Gesicht . . .

John Dunand und Louis Gallet.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit siebzehn Abbildungen.

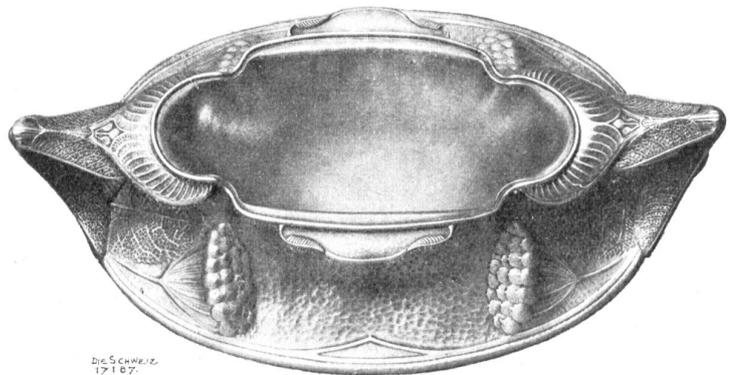
Im November 1907 stellten vier welsche Künstler im Zürcher Künstlerhaus ihre Arbeiten aus: der Maler Ernst Bieler und die Skulptoren C. A. Angst, John Dunand und Louis Gallet. Von Angst hat diese Zeitschrift ihren Lesern schon vor einigen Monaten gesprochen und Proben seines plastischen Könnens ihnen in Reproduktionen vorgelegt*). Es lag nahe, auch Dunand und Gallet hier vorzustellen, gehören doch diese drei in mancher Hinsicht zusammen, nicht nur weil Paris ihre künstlerische Heimat geworden ist, sondern auch, weil allen dreien ein wahrlich nicht alltäglicher Zug zu vielseitigem Schaffen gemeinsam ist.

Wir nannten eben Dunand und Gallet, den Genfer und den Neuenburger, Skulptoren. Gewiß sind sie das; aber sie sind es bei Leibe nicht nur. Dunand hat sich in seinen Metallarbeiten als ein ausgezeichnete Vertreter der dekorativen Kunst, des vornehmen Kunstgewerbes ausgewiesen, auf dessen Schöpfungen die Pariser Museen als auf charaktervolle selbständige Leistungen eines Artisan-artiste im besten und höchsten Sinne gegriffen haben. Und von Louis Gallet, den wir leider als Tierbildner nicht repräsentiert sehen, finden wir neben zwei so tüchtigen, fein durchempfundenen und mit schönem Verständnis für die Steinskulptur gearbeiteten Werken wie der Büste „Mütterlichkeit“ und dem Grabdenkmal mit der lebendig bewegten Frauengestalt (s. S. 194 f.) die Reproduktion eines stattlichen Wohnhauses im Jura, sowie einiger Innenansichten, einer Hall mit dem Treppenhause und der Gallerie, sowie eines Speisezimmers (s. S. 197 ff.). Also: Louis Gallet ist auch Architekt und Raumkünstler, was von einem Umfang der technischen Kenntnisse und einer Beweglichkeit der Phantasie zeugt, die unserer Bewunderung wohl wert sind. Da diese Zeitschrift bei Anlaß der Zürcher Raumkunstausstellung ihren Lesern den und jenen Raum im Bilde vorgeführt hat**), so haben die für moderne Wohnkultur sich Interessierenden jetzt hier Gelegenheit, diese Interieurs des welschen, in Paris geschulten Künstlers mit denen der Zürcher Architekten zu vergleichen. Ob der Sinn für intime Wohnlichkeit bei den Letztern nicht ein feinerer war als bei jenem? Damit soll na-

türlich gegen die Qualität der einzelnen Objekte nichts ausgesagt sein. Uebrigens weist schon die Gestaltung des Neubauern auf ein anderes architektonisches Ideal hin, als es jetzt für derlei Bauten in mehr ländlicher Umgebung bei uns sich vielfach so glücklich durchgesetzt hat.

John Dunand hat als Skulptor, wenn wir uns recht erinnern, in der Schweiz mit seiner Büste eines jungen Mädchens (S. 192) zum ersten Mal die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich gelenkt. Im vorletzten Schweizer Salon, zu Lausanne, war das Werk ausgestellt; das Museum von Lausanne ist in seinen Besitz gelangt. Die Büste atmet ein köstliches, frisches, natürliches Leben. Ein gesunder Realismus geht durch die Arbeit; aber bei allem feinen scharfen Detail bleibt doch der Formgebung alles Kleinliche erspart, und der große Zusammenhang wird trefflich gewahrt. Der Jüngling (S. 192) mit den fast klassisch strengen Zügen ist klar und ruhig gefaßt, und ein Eindruck von ungeheurer fester Kraft geht von der stark emporsteigenden Säule des Halses aus. Allerliebste dann die zierliche Bronzestatue eines Knaben, der einen Schmetterling auf seiner Hand vergnügt beobachtet (S. 193). Der natürlich bewegte Körper ist vorzüglich auf seine Formen hin durchgearbeitet und zu sprechender Lebendigkeit gebiechen. Man denkt unwillkürlich an jugendliche Quattrocento-Gestalten.

Neben diesen drei vollgültigen Talentproben des Skulptors lernen wir dann Dunand als Metallbildner im Dienste nobler, kostbarer kunstgenerblicher Objekte kennen. Worauf sich der Künstler nicht wenig zugute



Die Schweiz
1916/7

John Dunand, Genf-Paris. Saucière aus Silber, getrieben und ziseliert. In Zürcher Privatbesitz.

*) Vgl. „Die Schweiz“ XII 1908, 548 ff.

**) Vgl. „Die Schweiz“ XII 1908, 489 ff.

DIE SCHWELIZ
17100.

John Dunand. Cache-pot aus Kupfer, aus einem Stück gearbeitet, getrieben und ziselirt.

tut, ist, daß er alle diese Gegenstände aus genauestem eigenem Studium des Materials als eigentlicher Kunsthandwerker hervorgebracht hat. Die Ideen Ruskins von der innigen Verbindung des Handwerks mit der Kunst als der einzigen wahren Grundlage jedes kräftigen, jaftvollen Kunstschaffens — diese Ideen entsprechen durchaus denen Dunands. Wie Angst, so hatte auch Dunand den hervorragenden Pariser Plastiker Dampf zum Lehrer. Dunand rühmt ihm nach, daß er in ihm den Geschmack für die Arbeit der Hand, die manuelle Fertigkeit entwickelt habe, das Bedürfnis, als guter Handwerker die Eigenschaften und Ausdrucksfähigkeiten der zur Ausarbeitung eines Kunstwerkes verwendeten Materia-

lien kennen zu lernen. — Dunand kennt alle Metalle in ihren spezifischen Eigenschaften; der Schmied und Künstler Hephaistos ist sein Patron. Was seinen Objekten in Bronze, in Kupfer, in Silber ihren bleibenden Wert verleiht, das ist diese absolute Beherrschung des Technischen, die aus dem Metall alles herausholt, ihm alle edeln Schönheiten und pikanten Reize abgewinnt, deren es fähig ist. Die Feinheit der Verzierung, die Originalität der Formgebung, die Verwertung kostbarer Einlagen — wie auf der wundervollen getriebenen Vase mit der Perlmutterbordüre in Silberfassung (S. 191 unten rechts) — davon vermittelt natürlich die Reproduktion keine zureichende Vorstellung, und gar nichts verrät sie von den Wundern der Färbung, wie sie einzelne dieser im eigentlichsten Sinne *Pièces uniques* entwickeln. Mit Bewunderung steht man vor diesen Arbeiten, in denen sich vollendetes handwerkliches Können und gewählter künstlerischer Geschmack, geschickte Hand und feiner Geist zu schöner Einheit zusammenschließen.

H. T.

John Dunand.
Kleine Bronzefase, verguldet
und ziselirt.

Tetjes Fahrt ins Himmelreich.

Nachdruck verboten.

Skizze von Elisabeth Görres, Charlottenburg.

Tetje lag auf der Ofenbank am Herde und stützte seinen feinen blassen Knabenkopf in seine Hände. Seine nachdenklichen schwarzen Augen gingen den krausen Linien der Herdflamme nach, die so eilig über die blanken Messingbecken und Kupferkessel auf dem breiten Bordbrett liefen und der Marinka ihre Stricknadeln ganz blitzend machten.

„Was gibst's?“ fragte Tetje, nachdem er einige Zeit den fliegenden Nadeln zugehört hatte.

„Was kochst du, Marusch?“

„Zwetschgensuppe, Tetje.“

„Ah!“ machte Tetje beifällig. Dann versank er wieder in Schweigen, und seine großen, ein wenig krankhaften Augen bekamen einen schmerzlichen-sinnenden Ausdruck. „Marusch, wo sagst du is' Mutti hingegangen?“

„Na, in den Himmel zum lieben Gott!“

„Warum hat sie mich aber nicht mitgenommen, wenn's da so schön ist?“

„Kommst auch schon noch hin.“

„Kommst sie garnicht' mehr zurück?“

„Das weiß ich nicht, Tetje.“

„Was macht sie denn im Himmel?“

„Was sie macht? Sie spinnt.“

„Sie spinnt!? Warum spinnt sie denn?“

„Na, du weißt doch, Tetje, daß sie am liebsten saß und spann.“

John Dunand. Vase mit Früchten,
ziselirte Bronze.

„Ja,“ antwortete Tetje, und vor seinen Augen war das alteutsche Zimmer der Toten. Altmodisch nannte es die alte Masurin. Durch die Bugenscheiben fiel gelbliches Licht auf das alte dunkle Bauerngerät: gezeichnete Schränke, bemalte und schwer beschlagene Truben, alte bunte Töpferwaren, den flämischen Ofen, das Spinnrad, die breiten Stühle mit den gedrehten Beinen und dem ausgeschnittenen Herz in der Lehne.

Mit vieler Sorgfalt und Liebe hatte sie selber viele der alten Sachen zusammengetragen, und ihr helles Lachen war auf den breiten Treppen und den dunkeln Fluren und Zimmern des alten Hauses, wenn sie in irgend einer weltentlegenen Bauernstube eine bunte Großmuttertasse oder ein altes Gerät aufgestöbert hatte. „Tetje, ihr alle zwei Tetjes, kommt doch 'mal her zu mir! Ich hab' wieder was für's 'altmod'sche Zimmer'... Oh... rasch...“

Tetje hörte die helle Stimme wieder, als sei sie ganz in seiner Nähe, und sah die lachende junge Frau, die ihn hochhob und herumhüpfte. „Sieh 'mal da, Tetje — aber nicht anfassen — das schöne Krüglein! 's ist hundert Jahre alt!“

„Doch, Mutti!“ „Fein, was, Tetje?“

„Fein, mein Goldherz,“ schwatzte Tetje verständnisvoll dem Vater nach. „Wo stellen wir denn das hin, mein Bub'?“